

Der Sturm weht Häuser und Bäume um, Berge beben und Felsbrocken gehen zu Tal, grell durchzucken Blitze einen verfinsterten Himmel, unter dem sich gigantische Wellenberge türmen: Noch ehe der Fischer den ultimativen Wunsch seiner Frau, wie der liebe Gott sein zu wollen, überhaupt ausgesprochen hat, ist die Natur im Märchen *Vom Fischer und seiner Frau* in Aufruhr. — Illustrationen: Paul Hey in ALVERDES 1939, S. 12 f. (gemeinfrei)

Rout Linnen, rout Fiedem

Christian Reidenbach

Das grenzenlose Selbst

Warum es kein Anrecht auf unseren derzeitigen Wohlstand gibt

Erschöpfung und Verunreinigung natürlicher Ressourcen sind das Resultat eines unangemessenen Anspruchsdenkens sowie eines vereinseitigten Freiheitsbegriffs. Zeit für eine Selbstbegrenzung des Menschen.

Ein Mann fängt einen Fisch. Ein Butt ist es, wie er gewöhnlich flach auf dem Meeresgrund liegt. Am Haken aus dem Meer gezogen, hebt der Fisch mit menschlicher Stimme zu sprechen an: Man solle sein Leben schonen, er sei ein verwunschener Prinz. Der Angeflehte lässt sich nicht lange bitten, wirft den Butt zurück ins Wasser und kehrt ohne Fang nach Hause zurück.

Es ist bemerkenswert, dass der Mann das zu Beginn des Grimm'schen Märchens *Vom Fischer und seiner Frau* nicht als Verlust empfindet, wie er auch zuvor über den täglichen Routinen des Fischens, genauer gesagt beim stundenlangen Warten am

Meeresufer, keine Langeweile verspürte: Mit dem Fischen, das keinen anderen Zweck als den der → Selbstversorgung hat, verbindet er eine glückliche Eintönigkeit, die für ihn erfüllte Zeit bedeutet und bei der es keines Mehrs bedarf.

Als er nun jedoch ohne Abendessen vor seine Frau tritt und dieser auf ihre Nachfrage hin die Begegnung mit dem sprechenden Butt schildert, ahnt sie sogleich, welche Chance sich ihr Gatte da hat entgehen lassen:

„Ach“, sagte die Frau, „das ist doch übel, hier immerzu in einem Pisspott zu wohnen; das stinkt und ist so eklig; du hättest uns doch ein kleines Häuschen wünschen können. Geh’ noch einmal hin und ruf’ ihn. Sag’ ihm, wir wollen ein kleines Häuschen haben, er besorgt das gewiss.“ (GRIMM 1989, S. 119)¹

Bezeichnend nicht nur, dass sie es ist, die die Macht des Zauberrischen erkennt, sondern dass ihr genau in dem Moment, in dem sich eine mögliche Wunscherfüllung durch den Butt abzeichnet, die eigenen vier Wände als unbewohnbar erscheinen. Einen „Pisspott“ nennt sie ihre gemeinsame Behausung nun. Und sie nötigt ihren Mann, noch einmal ans Meer zu gehen und den Fisch dort um das Gewünschte zu bitten. Wer wollte ihr diese Verbesserung der Lebensumstände vorenthalten?

1. Eine Lektion im Maßhalten

Mir ist es im Folgenden nicht darum zu tun, die europäischen und außereuropäischen Einflüsse des Märchenmotivs vom sprechenden Fisch zu referieren (vgl. dazu RÖLLEKE 1984); auch die Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern, die das Märchen zum Nachteil der Frau vornimmt und die Günther Grass in seinem Roman *Der Butt* (1977) zu überwinden gesucht hat, steht ausdrücklich nicht im Zentrum dieses Essays. In ihm verbinde ich mit den Figuren des Fischers und seiner Frau vielmehr zwei grundsätzliche alternative Haltungen zur Frage des Konsums. Der Mann stünde dann für die Option einer Selbstbescheidung, für ein Programm der Zufriedenheit mit dem Vorfindlichen, der Einhegung und der Pflege des unter der eigenen Verantwortung stehenden Lebensbereichs; die Frau hingegen für die Option, mit immer neuen Bedürfnissen eine Unzufriedenheit bzw. eine Sinnleere zu kompensieren, die – und das ist das Tragische ihrer Haltung – trotz oder gerade wegen ihres steigenden Wohlstands immer weiter anwächst.

Schon der Maler Philipp Otto Runge, der die Geschichte in seinem Umfeld aufgezeichnet und den Gebrüdern Grimm für ihre Märchensammlung überlassen hat, lobte 1806, die moralische Qualität des Textes werde „durch die Kümmerlichkeit und Gleichgültigkeit des Fischers sehr gehoben“ (RUNGE 1840, S. 64). Das Märchen vom sprechenden Butt, in dem die Fischersfrau erst ein Haus, dann ein Schloss, dann die Königs- und die Kaisermacht übers ganze

→ Selbstversorgung (Subsistenz):

In traditionellen Gesellschaften verbreitete Produktionsweise, bei der nicht für den Export, sondern lediglich für den Eigenbedarf produziert wird.

¹ Die Gebrüder Grimm geben das Märchen in der plattdeutschen Version wieder, in der es ihnen übermittelt wurde. Ich übertrage aus der von Heinz Rölleke besorgten Reclam-Jubiläumsausgabe ins Hochdeutsche und nenne jeweils die entsprechende Seite des Originaltextes.

Land, schließlich die geistliche Macht des Papstes für sich reklamiert, um glücklich sein zu können, erteilt eine Lektion im Maßhalten. Während der Mann Zufriedenheit ausdrücklich und immer aufs Neue mit dem Zustand verbindet, nichts Weiteres wünschen zu wollen bzw. wunschlos glücklich zu sein, währt das Glück der Frau jeweils kaum einen Moment lang, der sich mit wachsenden Ansprüchen noch verkürzt: Die Befriedigungsleistung der Güter schwindet antiproportional zu ihrem Umfang, sodass sich schließlich das Mehr als notwendige Folge aus dem Weniger ergibt: Der Wunsch wird zum Bedürfnis nur deshalb, weil das Dienstleistungsangebot des Butts besteht, dank dessen alles bisher Gewünschte erfüllt wurde:

Ich bin nun Kaiser, nun will ich aber auch Papst werden; geh' hin zum Butt. [...] Kann er Kaiser machen, dann kann er auch einen Papst machen. Geh' sofort hin; ich bin Kaiser, und du bist doch mein Mann; willst du wohl hingehn? (GRIMM 1989, S. 124 f.)

Gier nennt das das Märchen der christlichen Todsündenlehre nach, Pleonexie lautet der neutestamentarische Fachbegriff. In heutiger Zeit würde man beschönigend von einem sich übersteigenden Innovationshunger sprechen. Der Fisch hat in der Fischersfrau ein Begehren ausgelöst, das aufs Ganze geht und das folgerichtig vor dem Unendlichen nicht Halt machen wird. Als sie sich schließlich wünscht, wie der liebe Gott zu sein, schlägt die maximale Fülle jedoch in ihr Gegenteil um: Ilsebill findet sich wieder in ebenjenem Pisspott, der ganz am Anfang ihrer Wohlstandszuwächse stand. Um die Vermessenheit ihres Anspruchs zu strafen, muss der Butt ihr die Dinge nicht einmal nehmen; vielmehr sind das unumschränkte Alles, auf das sie in maßloser Wahlfreiheit Anspruch erhob, und das gleichfalls ungeschiedene Nichts schon ihrer logischen Form nach austauschbar (WEIER 1980, S. 42–46).

Auf diese Weise offenbart sich das Märchen – und darin deckt es sich mit den Normvorstellungen sämtlicher traditioneller Gesellschaften (BÄTZING 2023, S. 232 f., S. 367 f.) – als Appell, die menschliche Grenze zu kennen und zu bejahren: Wie endlich, unvollkommen und provisorisch das eigene Leben auch immer erscheinen mag, es gehört zu den moralischen Pflichten, sich am eigenen Ort behaust zu fühlen, ja, das Verfügbare wird nur in dem Maße zum Eigenen oder Identitätsstiftenden, wie man in ihm „ankommt“, d. h. wie es zum Ermöglichungsgrund für erfüllte Zeit und nicht bloß zum Anlass neuer Wünsche wird.

2. Drei Aspekte der Grenze

Für dieses intime Gefühl des Heimischseins sind die Grenzen zentral, mit denen das Vertraute oder das Anvertraute eingehegt werden. Grenzen sind dabei als Korridore des Dialogs aufzufassen: Sie bilden keinen hermetischen Ein- oder Ausschluss, sondern umfrieden lediglich einen bestimmten Bereich, der erst dank dieser Kontur



Groteskes Missverhältnis von Konsumanspruch und individuellem Leistungsvermögen: Fischer und Fischersfrau im Königsschloss, das der Butt schlüsselfertig lieferte.

und in der Korrelation mit ihrem Außerhalb näher verstanden und in seinem Charakter bzw. als der eigene erkannt werden kann.

1. In logischer Hinsicht, und dies entspricht einem ersten Aspekt der Grenze, ließe sich das als Bestimmung verstehen: Damit ein Einzelnes benannt oder begriffen werden kann, muss es von der Menge aller anderen Einzelnen unterschieden, d. h. abgegrenzt werden. Erst aufgrund dieser Differenz verhelfen diese ihm zur eigenen Bestimmung (vgl. dazu HEGEL 1999, S. 113–115; DEBRAY 2010, S. 25–37, S. 61–65). Entsprechend gilt: Kein Schwarz ohne Weiß oder alle Farben, kein Ich ohne Du oder alle Übrigen, kein Etwas ohne das Nichts. „Freud’ muß Leid, Leid muß Freude haben“, lässt Goethe seinen immerhin in diesem Punkt helllichtigen Teufel sagen (GOETHE 1996, S. 94 [V. 2923]), ohne den nicht einmal der Herrgott auskommt. Alles andere wäre unverdaulicher Einheitsbrei.

2. Noch banaler klingt es, wenn man die materiellen oder räumlichen Aspekte von Grenzen hervorheben will: Sie zeigen, dass etwas endet oder endlich ist: ein Gebiet, ein Leben, eine Gültigkeit, eine Ressource. Wo Grenzen das Dazwischen mehrerer Elemente bilden, bedeuten sie zugleich Ende und Anfang; hinter Wasserbillig endet luxemburgisches und beginnt deutsches Territorium (zumindest ist das heute so); mit der Klingel um 11.50 Uhr endet die 4. und beginnt die 5. Schulstunde. Sobald Mittelstufenschüler die Rue Jean Bertels überqueren und den Imbiss *Lies an Iess* frequentieren, verlassen sie mit der schulischen *enceinte* den Bereich des Erlaubten und betreten sie jenen der Anarchie, ob die nun geduldet oder sanktioniert wird. Grenzen können dabei durchaus als Verstärker wirken, weil nämlich der Reiz des verbotenen Übertritts das mit ihm verbundene Erlebnis intensiviert.

3. In jedem Falle hat die Erfahrung der Grenze eine anthropologische Dimension: Wer dem Tod ins Auge sieht, handelt anders als derjenige, der noch sein gesamtes Leben vor sich hat. Sorglosigkeit ist indessen nur so lange gegeben, wie sich das Bewusstsein für die Endlichkeit der eigenen Lebensspanne verdrängen oder ausblenden lässt. Die Zumutung unserer Existenz beruht im Wesentlichen darin, uns – ohne dass wir vorab zugestimmt hätten – an etwas gewöhnen zu dürfen, was uns früher oder später wieder genommen wird. Bei Heidegger wird die Sorge daher zum dem Menschen eigentümlichen Existenzial (HEIDEGGER 1986, S. 191–200).

Für die persönliche Freiheit stellen Grenzen eine Herausforderung dar, insofern sie sich dem Zugriff des Einzelnen entziehen. Wir können (etwa durch Medizin, durch Technik oder durch bauliche Maßnahmen) unsere Komfortzonen vergrößern und Grenzen verschieben, vollständig aufheben können wir das Unvermeidliche nicht. Allerdings kommt es hier auf die Perspektive an: Unsere Freiheit wird nur so lange beschränkt, wie wir die Grenze als *fremdverordnete* Beengung durch ein Anderes oder Äußeres bzw. als Beschneidung von Ansprüchen wahrnehmen, die über das jeweils Verfügbare oder Mögliche hinausgehen. Nur deshalb erkennt die Fischersfrau in ihrer Hütte einen Pisspott: Das ist nicht der Palast,

von dem sie träumt. Dem Fischer jedoch, und auf seine Sicht der Dinge werden wir zurückzukommen haben, sind noch die engen Grenzen seiner ärmlichen Behausung zum Anlass geworden, seine persönliche Freiheit zu leben – und zwar dadurch, dass er diese Grenzen bejahte, sodass sie zum Ausdruck einer eigenen Wahl werden konnten. Der Fischer findet sein Glück in der Enge, weil er sie selbst gewählt, weil er sie als eigene akzeptiert hat und keine darüber hinausgehenden Bedürfnisse hegt. Im Vokabular des Philosophen Isajah Berlin ließe sich das so fassen, dass die Fischersfrau einen negativen, der Fischer selbst einen positiven Begriff von Freiheit voraussetzt (BERLIN 1995).

3. Die Geschichte der kapitalistischen Moderne als Entgrenzungsgeschichte

Nun ist darauf hingewiesen worden, dass im Verlauf der Neuzeit und noch einmal verstärkt im Zuge der Globalisierung das Bewusstsein für die zentrale Funktion von Grenzen bei der Konstitution von Zugehörigkeiten und Identitäten abnahm, bis alle Beschränkungen schließlich einem die gesamte Welt umspannenden Binnenmarkt gewichen sind (MAU 2022, S. 41; DEBRAY 2010, S. 91–93; BÄTZING 2023, S. 318 f.). Zu Land, zu Wasser und in der Luft – die Geschichte der kapitalistischen Moderne ist die Geschichte einer beispiellosen Entgrenzung.

Ihre Ursprünge stehen im Zeichen der Aufklärung: Die bürgerliche Kultur verdankt ihre Verbreitungsdynamik der Tatsache, dass das im Entstehen begriffene Bürgertum in der Gesellschaftspyramide des Feudalzeitalters gerade keinen festen Ort fand. Verwaltungsbeamte, Gelehrte und Hauslehrer, Richter und Anwälte, Ärzte, Apotheker und Ingenieure, Schriftsteller, Journalisten und allen voran Kaufleute bildeten ein heterogenes Konglomerat ohne gemeinsame Herkunft, Traditionen oder ökonomische Stellung. Was sie einte, war, dass sie weder zum Adels- noch zum Bauernstand zählten, jedoch unterschiedslos nach oben drängten, um sich vom Pöbel abzusetzen. Man hat das Bürgertum des 18. Jahrhunderts daher treffend mit dem Bewegungsraum gleichgesetzt, in dem es den eigenen Aufstieg betrieb. Vom Optimismus, der diesen Aufstieg bis weit ins 20. Jahrhundert hinein begleitete, zeugen die großen Erzählungen vom menschlichen oder kulturellen Fortschritt (EIBL 1995, S. 43, S. 53; BECKERT 2024, S. 119 f.), der insbesondere vom Kaufmann im Verlass auf eine expandierende Verkehrsinfrastruktur vorangetrieben wurde:

Der Kaufmannsberuf ist in der Vernunft begründet, und er fördert deren Werk, wie das 18. Jahrhundert es verstand, als praktische Aufklärung, nämlich als Überwindung natürlicher und selbstgesetzter Schranken: seien es die Meere, welche die Kontinente, oder Religion oder Sitten, welche die Völker voneinander trennen. (SZONDI 1973, S. 59)

Diese Kompetenz für die Überwindung von Schranken ist das, was man als eine gesteigerte Verkehrsfähigkeit bezeichnen könnte; in der Idee eines liberalen *commerce* wird sie vieldimensional diskutiert. Mit dem Siegeszug der bürgerlichen Kultur setzt sie sich als Norm durch und betrifft gleichermaßen Güter, Kapitalien, Affekte, Ideen und Körper. Ihre unmittelbaren Folgen sind zum einen ein kultureller Kosmopolitismus mit dem Effekt einer Toleranz gegenüber jedwedem Fremden, zum anderen die Freizügigkeit der Arbeitnehmer und ihrer Arbeitskraft sowie – mit zunehmendem Vertrauen in die Selbstregulationskräfte der unsichtbaren Hand – die Herauslösung der Marktgesellschaft aus ihren gesamtgesellschaftlichen Kontexten. Und das verändert nicht zuletzt das Gesicht des Liberalismus selbst: Standen seine Anfänge im Zeichen von Gemeinwohlorientierung und Demut vor dem Höheren, so werden mit dem anbrechenden 19. Jahrhundert die Prinzipien von Wertschöpfung und Gewinnmaximierung vorherrschend (POLANYI 1978, S. 87–112; KLEIN-SCHMIDT 2017, S. 64–67, S. 76 f.; LEPENIES 2022, S. 68–73).

Dadurch modifiziert sich das Verhältnis des Menschen zur Natur: Sie wird zu einem Objekt, das unter der Woche im Namen des Fortschritts ausgebeutet und am Sonntag ästhetisch angeschaut werden kann (BÄTZING 2023, S. 294–302). Der Boden hat seine Schätze preiszugeben, die Landschaft nimmt Warenform an, ob bei der Bodenspekulation oder im Tourismus. Dank fossiler Brennstoffe wird im Rahmen des westlichen Lebensstils eine gleich mehrfache Entgrenzung zur Normalität, welche das Verhältnis des Menschen zu Zeit und Raum radikal transformiert: Er entkoppelt seinen Bedarf „erstens von den gegenwärtigen Möglichkeiten, zweitens von den eigenen körperlichen Fähigkeiten und drittens von den lokal vorhandenen Ressourcen“ (PAECH 2019, S. 10). Technische Hilfsmittel und globale Lieferketten machen uns heute Ressourcen zugänglich (MALM 2020, S. 120 f.), die wir aus eigener Kraft niemals erschließen könnten – von der billigen Arbeitskraft in den Sweatshops des → Globalen Südens über das Lithium in unseren Handys bis hin zum Internet, das uns per Knopfdruck unermessliche Wissens- und Warenbestände zu Verfügung stellt: Unser Zugriff kennt keine Grenze, nirgends.

Und ähnlich wie die Fischersfrau ihre Freiheit als Wahlfreiheit versteht, mit der sie dank dem Zaubersfisch das je nächsthöhere Wohlstandsniveau (König, Kaiser, Papst, Gott) abrufen kann, hat sich deshalb auch der Freiheitsbegriff der liberalen Öffentlichkeit auf die Bedeutung einer Grenzenlosigkeit des Konsums sowie auf die maximale Unabhängigkeit der Einzelperson verengt: Wer sie im Namen einer Politik des Verzichts – d. h. konkreter Verbote und wirksamer Anreize etwa zur Reduktion von Flugverkehr, Fleischkonsum oder Wohnflächenverbrauch – antasten will, gilt als illiberal oder als Neo-Jakobiner. Freiheit wird mit Konsumentensouveränität bzw. mit der Freiheit des Marktes gleichgesetzt. Eingriffe in etablierte Lebensstile scheinen – abgesehen vom Aufschrei in der Generation der Fridays-for-Future-Bewegung – auch außerhalb von

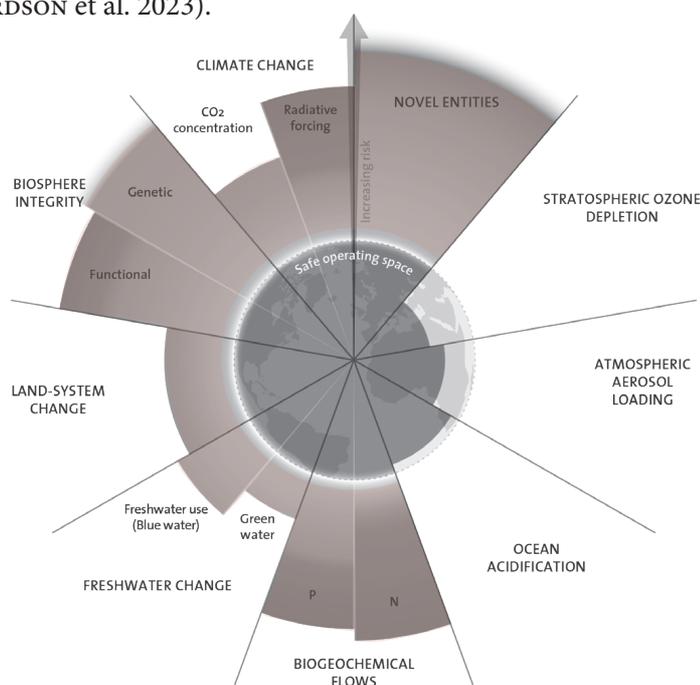
→ **Globaler Süden**

Um die möglicherweise wertende Bezeichnung „Entwicklungs- und Schwellenländer“ zu vermeiden, verwendet man heute verstärkt den Begriff des Globalen Südens; er benennt jene Staaten, die in politischer, wirtschaftlicher oder gesellschaftlicher Hinsicht benachteiligt sind.

Wahlkampfzeiten nicht vermittelbar; die Idee einer Grenze ist im liberalen Denkraum inexistent (BECKERT 2024, S. 82 f., S. 116–135; BÄTZING 2023, S. 258–261; LEPENIES 2022, S. 199–217; MICHÉA 2014, S. 99). Wie angenehm für uns, dass die durch den Konsum der reichen Länder ausgelösten Freiheitseinschränkungen im Wesentlichen andere betreffen: Sie machen sich – weit jenseits unseres unmittelbaren Wahrnehmungsradius – nämlich vornehmlich da bemerkbar, wo etwa steigende Meeresspiegel oder sich ausbreitende Wüsten angestammte Siedlungsgebiete unbewohnbar machen.

4. Widersprüchliche Grenzpolitiken der Gegenwart

Allerdings treiben die konsumgetriebenen Wachstumszuwächse auch in unserem unmittelbaren Umfeld immer neue Grenzen hervor. Schon als im Jahr 1972 der → Club of Rome seine bahnbrechende Studie über die Folgen eines ungebremsten Konsums veröffentlichte, wählte man den alarmierenden Titel *Die Grenzen des Wachstums*. Da die seitdem ergriffenen Maßnahmen die Steigerungen weltweiter Schadstoffemissionen jedoch allenfalls abschwächten, anstatt sie zu reduzieren, ist es dabei nicht geblieben: Der Überlastungstag (*overshoot day*), der uns seit 2006 an die Überschreitung der Grenze jährlich verfügbarer Ressourcen erinnert, fällt Jahr für Jahr auf einen immer früheren Termin. Überdies haben die Erdsystemwissenschaften für neun Bereiche (Klimakrise, Belastung durch vom Menschen produzierte neue Substanzen, Ozonabbau, atmosphärische Aerosolbelastung, Versauerung der Ozeane, Phosphor- und Stickstoffkreislauf, Süßwasserverbrauch, Landnutzung, Verlust an Biodiversität) im Jahr 2009 sogenannte planetare Belastungsgrenzen formuliert; sechs von ihnen sind bereits überschritten (RICHARDSON et al. 2023).



→ Club of Rome

Der 1968 gegründete Club of Rome versammelt Experten aus mehr als 30 Ländern; er hat sich zum Ziel gesetzt, auf zukünftige Probleme für den Menschen und den Planeten hinzuweisen und Lösungsstrategien zu entwickeln.

Von den neun planetaren Belastungsgrenzen waren im Jahr 2023 bereits sechs überschritten (Azote for Stockholm Resilience Centre, based on analysis in RICHARDSON et al. 2023, CC BY-NC-ND 3.0).

Bisher sucht die Politik der Umweltkrise lediglich mit den Mitteln der → Nachhaltigkeit beizukommen. Deren Programm besteht darin, Ressourcenverbrauch durch technische Innovation (d. h. durch leistungsfähigere Geräte) zu reduzieren. Das liegt zum einen daran, dass dieses Vorgehen niemandem, vor allem nicht den Wählern, eine Änderung des Lebensstils abverlangen würde; zum anderen daran, weil sich Technogläubigkeit aufs Beste mit der neoliberalen Ideologie verträgt: Sie gestattet, die Klimakämpfer ruhigzustellen, ohne aufs Wirtschaftswachstum verzichten zu müssen, das nicht zuletzt für die Aufrechterhaltung des derzeitigen Wohlstands- und Rentenniveaus, aber auch des radikalindividualistischen Menschenbildes nötig ist (vgl. dazu z. B. THELEN 2023; SADIN 2020, S. 76–86, S. 104–135). Dem Staat wird unterdessen schlicht das Recht abgesprochen, mit effektiven Maßnahmen die ökologische Wende anleiten zu dürfen (LEPENIES 2022, S. 36–40; siehe auch MICHÉA 2014, S. 34–36). Den Verheißungen eines grünen Wachstums ist daher zu misstrauen: Angesichts der Tatsache, dass die Effizienzgewinne der Technik den beständig anwachsenden Verbrauch auch mittelfristig kaum zu senken vermögen, sondern in den sogenannten → Rebound-Effekten verpuffen (PAECH 2019, S. 71–80, S. 84–92; BECKERT 2024, S. 157–165, S. 175 f.), ist der Nachhaltigkeitsansatz als eine Form magischen Denkens bezeichnet worden (ebd., S. 164). Das vereinbarte Ziel einer Klimaneutralität bis 2050 wird hingegen ohne eine Wachstumsrücknahme nicht zu erreichen sein.

Deutlich wird, inwiefern die Freiheiten, die die neoliberale Ideologie mit dem Konsum verbindet, nur auf Illusionen beruhen: Der westliche Lebensstil schafft Abhängigkeiten von Rohstoffen und Lieferketten und bietet einen Wohlstand auf Pump, indem er die realen Kosten bzw. die Risiken in ein raumzeitliches Außerhalb verlagert (PAECH 2019, S. 63, S. 81–84). Man hat deshalb zuletzt von einer verkauften Zukunft gesprochen (BECKERT 2024, S. 83, S. 173).

Dabei machen sich die Folgen – neben der abnehmenden Luft- und Wasserqualität sowie steigenden Kosten für Wasser oder Energie – schon jetzt in Form neuer und stets bedrohlicherer Einschränkungen bemerkbar. Extremwetterereignisse und Umweltkatastrophen betreffen uns in immer engerer Taktung selbst. Klimaflüchtlingen kann man nicht länger guten Gewissens unterstellen, nur wirtschaftliche Interessen hätten sie aus ihren Heimatregionen vertrieben. Dank des in Schengen beschlossenen Wegfalls der europäischen Binnengrenzen übersieht sich allzu leicht, dass an den EU-Außengrenzen immer rigidere Abwehrmaßnahmen ergriffen werden müssen und Selektion und Grenzkontrollen – etwa über Migrationsabkommen mit der Türkei, mit Tunesien, Ägypten und dem Libanon – längst in Gebiete vorverlagert wurden, die weit außerhalb des europäischen Bodens liegen (MAU 2022, S. 135–151). Bei näherem Hinsehen zeigt sich so, dass der Wegfall der Schlagbäume für uns mit umso wirksameren Abschottungen vom Globalen Süden einhergeht.

→ **Nachhaltigkeit**

Das Nachhaltigkeitskonzept zielt auf eine durch technische Innovationen getriebene Entkoppelung von Wohlstands- und Verbrauchskurve; es steht im Dienst einer Sicherstellung der Reproduktionsbedingungen unserer Wirtschaft, nicht der Wachstumsrücknahme.

→ **Rebound-Effekt**

Wo dank technischer Effizienzsteigerung Emissionen eingespart und Produkte günstiger werden, wird häufig lediglich der Konsum angekurbelt: Der Kunde greift zum stärkeren Modell, das er sich nun leisten kann.

5. Über das Glück, mit weniger auszukommen

In alledem ähneln wir der Fischersfrau: Unsere Konsumententscheidungen werden wie von einem spendablen Butt durch den Markt bedient, und es dämmert uns allenfalls in klarsichtigen Momenten, welche Kosten anderswo oder später anfallen bzw. inwiefern sich mit der vermeintlichen Konsumentensouveränität möglicherweise ein angebotsgesteuerter Konsumzwang, mit anderen Worten eine luxuriöse Unfreiheit verbindet.

Die bequeme Grenzenlosigkeit ist jedoch nicht alternativlos. Ein anderes Bild ergibt sich, wenn man die Reaktionen des Fischers auf die durch seine Frau veranlassten Wohlstands-Upgrades zusammenträgt. Nachdem die Hütte zum Haus, nachdem das Haus zum Schloss wurde, wünscht er sich in nahezu identischen Worten, so wie jetzt solle es nun bleiben, sie möge fortan zufrieden sein. Als ihr Wunsch, König zu sein, sich erfüllt hat, setzt er hinzu: „Nun wollen wir auch nichts weiter wünschen.“ (GRIMM 1989, S. 123) Kaum ist sie Kaiser, lobt er ihre Schönheit und hofft insgeheim, dass sein Kompliment ihrer Gier nach mehr Einhalt gebiete. Fast genauso formuliert er es, als sie als Papst vor ihm thront, und fügt hinzu: „Frau, nun sei zufrieden; jetzt wo du Papst bist, kannst du doch weiter nichts mehr werden.“ (Ebd., S. 126) Was sich deutlich abzeichnet: Der Fischer begnügt sich *stets in gleicher Weise*. Er beherrscht die Gabe, seine Ansprüche den Gegebenheiten anzupassen und demzufolge sein Glück im Jeweiligen zu finden, während seine Frau jedes Mal aufs Neue bedenkt, „was sie wohl noch werden wolle.“ (Ebd.) Auf unaufdringliche, doch unmissverständliche Weise stellt der Fischer klar: Für die Selbstgenügsamkeit ist es bloß notwendig, den Erwartungshorizont auf den Erfahrungsraum abzustimmen. In gleicher Weise, soviel ist sicher, wäre er dazu fähig, wenn seine Gattin ihm ein Downsizing abverlangen würde.

Die Vordenker einer → Postwachstumsgesellschaft haben diesen Ansatz für unsere Gegenwart fruchtbar gemacht. Vor mehr als einem halben Jahrhundert empfahl der Club of Rome eine freiwillige Begrenzung bzw. eine Qualitätsorientierung des industriellen Wachstums sowie eine Hinwendung zu mehr Lebensqualität. Postwachstumsökonomien haben diese Forderungen konkretisiert. Im Mittelpunkt stehen dabei etwa das Prinzip der → Suffizienz, demzufolge der individuelle Konsum auf das Notwendige beschränkt wird, eine Ökonomie der Nähe, bei der Lokal- und Regionalversorgung zu einer Verkürzung der Lieferketten führen, eine soziale Einbettung der Wirtschaft, bei der sämtliche Marktakteure in gegenseitiger Verantwortung stehen (etwa aufgrund der genossenschaftlichen Organisation von Unternehmen) und die Logik der Profitmaximierung durchkreuzt wird, schließlich eine verstärkte Selbstversorgung. Der damit einhergehende Rückbau der Wirtschaftsleistung, die partielle Deglobalisierung sowie die abnehmende Kaufkraft wären in diesem Zusammenhang nicht länger als Gefahren, sondern als Befreiungen von Formen des Wirtschaftens zu verstehen, die sich



Da kennt wohl jemand sein Maß nicht: Während die Fischersfrau auf dem Papstthron Audienz hält, steht ihr Gatte, der bewundernde Überbringer ihrer Wünsche, vor den weltlichen Fürsten zurück, die ihre Füße küssen.

→ Postwachstum (*degrowth*, *décroissance*)

Oberbegriff für mehrere wirtschaftswissenschaftliche Ansätze, die einen Rückbau der industriellen Produktion, gesellschaftliche Reformen und eine Neudefinition von Wohlstand für notwendig erachten, um die Klimakrise zu lösen.

→ Suffizienz

Suffizienz meint eine reale Reduktion von Ressourcenverbrauch und Nachfrage durch Beschränkung des persönlichen Konsums auf das Lebensnotwendige. Daraus lässt sich das sogenannte Schutzrecht auf Suffizienz ableiten. Es gestattet, „einen suffizienten Lebensstil zu führen, ohne auf Teilhabe und die Durchführung eines guten Lebens verzichten zu müssen.“ (MURACA 2015, S. 73)

als unbrauchbar und dysfunktional erwiesen haben (PAECH 2019, S. 113–119). Flankiert werden diese Maßnahmen von Handlungsempfehlungen für die individuelle Lebensführung, etwa der Abkehr von hedonistischen, konsum- und mobilitätsintensiven Lebensstilen sowie der Stärkung des sozialen Miteinanders durch ehrenamtliches Engagement und Gemeinwohlorientierung. Als praktizierte Verantwortung wäre Glück demnach zu verstehen, nicht mehr als Genuss auf Kosten anderer – eine neue Tugendlehre, die den Nahbereich eines jeden, d. h. seine lokale Eingebundenheit in die Zivilgesellschaft zum Ausgangspunkt hat (ebd., S. 148 f.; BECKERT 2024, S. 193–197).

6. Für eine Kultur des Gehegnisses

Ich möchte mit dem Hinweis auf ein Wort enden, das bezeichnenderweise nur in unseren Mundarten überlebt hat. Vom Rheinfränkischen übers Moselfränkische (darunter das Luxemburgische) bis ins Ripuarische hinein versteht man unter dem *Gehegnis* (luxemburgisch *Gehäignes* oder *Gehaignis*, hunsrückisch *Gehaichnis* oder *Geheischnis*, in Richtung Köln als *Geheuchnis*, *Gehochnis*, *Jehöschnis* und *Jehööch*) einen umfriedeten Raum, ein durch Dorngebüsch oder anderweitig umzäuntes Grundstück (der germanische Wortstamm *hag* bezeichnet eine Hecke und findet sich noch in Worten wie *Gehege*, *einhegen* oder *behaglich*). Das rekonstruierte Verb **hagan* und seine Derivate bedeuten entsprechend *umfrieden*, *schützen* und *pflügen*, sie kennzeichnen das, was über das rechte Maß verfügt, was passend, angemessen oder geschickt, was darum gemütlich ist und Wohlbehagen weckt (LWB 1955/62; PFEIFER 2005; HUNS-RÜCK-MUSEUM 2024).

Das Gehegnis meint also einen schutzbietenden Rückzugsbereich, in dem der Einzelne genau deshalb zu Hause ist, weil er auf angenehme Weise schützend umfangen ist und auf diese Weise ein Bewusstsein dafür ausbilden kann, was ihm im wörtlichen Sinne angemessen ist. Der Maßlosigkeit wurde hier von vornherein vorgebaut: Grenzen bestimmen das Eigene, sie verleihen ihm Basis, Kontur und Wert. Und doch ist dieses Gehäuse nicht vollkommen abgedichtet nach außen; es bildet vielmehr einen stabilen Ausgangspunkt, von dem aus ein verantwortliches Verhältnis zu sich, zum Anderen, zur Gesellschaft und zum ganzen Kosmos seinen Ausgang nehmen kann. Globale Verantwortung wird möglich, weil sie lokal gelernt und praktiziert wurde. Die antike Stoa hat diese Selbstverständigung über die unterschiedlichen Kreise der Bezugnahmen hinweg *Oikeiosis*, Zueignung, genannt: Sie vermittelt zwischen dem Einzelnen und dem Ganzen, zwischen dem Innen und dem Außen, und überträgt die Prinzipien einer vorausschauenden Bestellung des Haushaltes (*oikos*) auf ein Weltgebäude, in dem der Mensch sich beheimatet fühlen kann (vgl. dazu FORSCHNER 2018, S. 163–177). Schon Polanyi fordert, nach den kapitalistischen Auswüchsen müsse der Mensch im eigenen Interesse seine Behausung wiederherstellen:

Soll der Industrialismus nicht zur Auslöschung des Menschen führen, dann muß er den Erfordernissen der menschlichen Natur untergeordnet werden. (POLANYI 1978, S. 329)

Und damit ist die Abkehr von Eigeninteresse und Gewinnmaximierung gemeint. In ähnlicher Weise hat auch die Enzyklika *Laudato si* des Papstes im Jahr 2015 von der „Sorge für das gemeinsame Haus“ gesprochen und betont, der Mensch könne einzig in einer die Individualinteressen übersteigenden Verantwortung und durch die Neuformulierung von Grenzen der Selbstbezogenheitsfalle entgehen – eine Perspektive, die mit konkreten Forderungen an die Umwelterziehung in Schule und Familie einhergeht (FRANZISKUS 2015, § 1, § 6, § 13, § 53, §§ 208–213).

In der Tat besteht unsere Herausforderung darin, das richtige Maß, welches die menschliche Zivilisation über Jahrtausende hinweg im Postulat der Selbstbegrenzung immer wieder aufs Neue bestimmt hat, erst wieder zu finden – möglicherweise, indem wir die Zweckrationalität und das Fortschrittsdenken der Aufklärung hinterfragen (BÄTZING 2023, S. 376–378, S. 381 f., S. 385 f.). Wer im Gehegnis Heimat findet wie Candide am Ende seiner entbehrungsreichen Weltreise in seinem Garten bzw. in der Aussteiger-WG mit den vertrauten Gefährten, der findet sich von überzogenen Ansprüchen entlastet. Dass das kein Selbstläufer ist, lässt Voltaire seinen Protagonisten erkennen: „Il faut cultiver notre jardin.“ (VOLTAIRE 1979, S. 232 f.) Die allzuoft zitierte Parole unterstreicht, dass eine Sinnstiftung erst über die Arbeit am eigenen Verantwortungsbereich erfolgt. Ein Garten oder eine Hütte verlangen Pflege.

Womöglich wird diese praktische Tätigkeit aber über die Trauer hinweghelfen, in der sich das grenzenlose Selbst von seinen bisher für wertvoll erachteten Lebensweisen verabschiedet (BECKERT 2024, S. 198). Unzumutbar wäre das kaum. Niemand wird von der Fischersfrau verlangen, sich mit unwürdigen Verhältnissen zu begnügen.² Offenkundig liegt es ja auch nur an ihrem verengten Freiheitsbegriff, dass sie ihr Gehegnis mit einem Pisspott verwechselt. Für einen Perspektivenwechsel jedenfalls müsste sie bloß ihren Mann zu Rate ziehen. Dazu hat sie am Ende des Märchens, als sie aus dem maximalen Luxus in die Frugalität entlassen ist, reichlich Gelegenheit.

2 Eine angemessene Wohnfläche lässt sich heute konkret beziffern: Sie beläuft sich auf 30 m² je Zwei-Personen-Haushalt, mit zusätzlichen 10 m² für jede weitere Person (RAO/MIN 2018, S. 236). Bei einem Luxemburger Durchschnitt von 132 m² je Wohnung für 2,5 Personen (OPC 2023) offenbart sich demnach ein beträchtliches Einsparpotenzial.

Bibliographie

- ALVERDES 1939: Paul Alverdes (Hrsg.): *Deutsche Märchen*, mit 100 farbigen Bildern von Paul Hey, Hamburg: Cigaretten-Bilderdienst.
- BÄTZING 2023: Werner Bätzing: *Homo destructor. Eine Mensch-Umwelt-Geschichte. Von der Entstehung des Menschen zur Zerstörung der Welt*, München: Beck.
- BECKERT 2024: Jens Beckert: *Verkaufte Zukunft. Warum der Kampf gegen den Klimawandel zu scheitern droht*, Berlin: Suhrkamp.
- BERLIN 1995: Isajah Berlin: „Zwei Freiheitsbegriffe“ [1958], in: ders.: *Freiheit. Vier Versuche*, Frankfurt: Fischer, S. 197–256.
- DEBRAY 2010: Régis Debray: *Éloge des frontières*, Paris: Gallimard.
- EIBL 1995: Karl Eibl: *Die Entstehung der Poesie*, Frankfurt a. M.: Insel.
- FORSCHNER 2018: Maximilian Forschner: *Die Philosophie der Stoa. Logik, Physik und Ethik*, Darmstadt: Theiss.
- FRANZISKUS 2015: Papst Franziskus: *Laudato si. Die Umwelt-Enzyklika des Papstes*, Freiburg: Herder.
- GOETHE 1996: Johann Wolfgang von Goethe: *Werke (Hamburger Ausgabe in 14 Bänden)*, Bd. III (*Dramen I*), hrsg. von Erich Trunz, München: Beck.
- GRIMM 1989: Brüder Grimm: „Von dem Fischer un syner Fru“, in: dies.: *Kinder- und Hausmärchen. Jubiläumsausgabe mit den Originalanmerkungen der Brüder Grimm*, hrsg. von Heinz Rölleke, Bd. I, Stuttgart: Reclam, S. 119–127.
- HEGEL 1999: Georg Wilhelm Hegel: *Wissenschaft der Logik* [1812–13], in: ders.: *Hauptwerke in sechs Bänden*, Bd. III, Hamburg: Meiner.
- HEIDEGGER 1986: Martin Heidegger: *Sein und Zeit* [1926], 16. Auflage, Tübingen: Max Niemeyer.
- HUNSRÜCK-MUSEUM 2024: Hunsrück-Museum Simmern: „Geheichnis“, abrufbar unter <https://www.otonhunsrueck.de/geheichnis/>, Zugriff am 1. Mai 2024.
- KLEINSCHMIDT 2017: Christian Kleinschmidt: *Wirtschaftsgeschichte der Neuzeit. Die Weltwirtschaft 1500–1850*, München: Beck.
- LEPENIES 2022: Philipp Lepenies: *Verbot und Verzicht. Politik aus dem Geiste des Unterlassens*, Berlin: Suhrkamp.
- LWB 1955/62: Wörterbuchkommission: Art. „Gehäignes“, in: *Luxemburger Wörterbuch*, Bd. II, Luxemburg: Linden, Sp. 26a.
- MALM 2020: Andreas Malm: *Klima|x*, übers. von David Frühauf, Berlin: Matthes & Seitz.
- MAU 2022: Steffen Mau: *Sortiermaschinen. Die Neuerfindung der Grenze im 21. Jahrhundert* [2021], Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- MICHÉA 2014: Jean-Claude Michéa: *Das Reich des kleineren Übels. Über die illiberale Gesellschaft*, Berlin: Matthes & Seitz.
- MURACA 2015: Barbara Muraca: *Gut leben. Eine Gesellschaft jenseits des Wachstums* [2014], Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- OPC 2023: Observatoire de la politique climatique: „Das denken Wissenschaftler über Luxemburgs Klima- und Energieplan“, abrufbar unter <https://science.lu/de/klimawandel/das-denken-wis->

senschaftler-ueber-luxemburgs-klima-und-energieplan, Zugriff am 1. Mai 2024.

PAECH 2019: Nico Paech: *Befreiung vom Überfluss. Auf dem Weg in die Postwachstumsökonomie* [2012], München: Oekom.

PFEIFER 2005: Wolfgang Pfeifer: Art. „behagen“, in: ders.: *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen* [1989], 8. Auflage, München: Deutscher Taschenbuch Verlag, S. 112.

POLAYNI 1978: Karl Polanyi: *The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen* [1944], Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

RAO/MIN 2018: Narasimha D. Rao und Jihoon Min: „Decent Living Standards. Material Prerequisites for Human Wellbeing“, in: *Social Indicators Research*, Vol. 138, S. 225–244.

RICHARDSON et al. 2023: Katherine Richardson, Will Steffen, Wolfgang Lucht, Jørgen Bendtsen, Sarah E. Cornell, Jonathan F. Donges, Markus Drüke, Ingo Fetzer, Govindasamy Bala, Werner von Bloh, Georg Feulner, Stephanie Fiedler, Dieter Gerten, Tom Gleeson, Matthias Hofmann, Willem Huiskamp, Matti Kummu, Chinchu Mohan, David Nogués-Bravo, Stefan Petri, Miina Porkka, Stefan Rahmstorf, Sibyll Schaphoff, Kirsten Thonicke, Arne Tobian, Vili Virkki, Lan Wang-Erlandsson, Lisa Weber, Johan Rockström: „Earth beyond six of nine planetary boundaries“, in: *Science Advances* 9/37.

RÖLLEKE 1984: Heinz Rölleke: „Fischer und seine Frau (AaTh 555)“, in: *Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung*, Bd. IV, Berlin/New York: De Gruyter, Sp. 1232–1240.

RUNGE 1840: Philipp Otto Runge: Brief an Johann Georg Zimmer vom 24. Januar 1806, in: ders.: *Hinterlassene Schriften*, Bd. I, Hamburg: Friedrich Perthes, S. 63 f.

SADIN 2020: Éric Sadin: *L'Ère de l'individu tyran. La fin d'un monde commun*, Paris: Grasset.

SZONDI 1973: Peter Szondi: *Die Theorie des bürgerlichen Trauerspiels im 18. Jahrhundert. Der Kaufmann, der Hausvater und der Hofmeister (Studienausgabe der Vorlesungen in 5 Bänden, Bd. I)*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

THELEN 2023: Carlo Thelen: „Wie der Übergang zu einem nachhaltigen Wirtschaftsmodell gelingen kann“, in: *Forum für Politik, Gesellschaft und Kultur* 5/2023, S. 27–29.

VOLTAIRE 1979: Voltaire: „Candide ou l'optimisme“ [1759], in: ders.: *Romans et contes*, hrsg. von Frédéric Deloffre, Paris: Gallimard, S. 145–233.

WEIER 1980: Winfried Weier: *Nihilismus. Geschichte, System, Kritik*, Paderborn/München/Wien/Zürich: Schöningh.